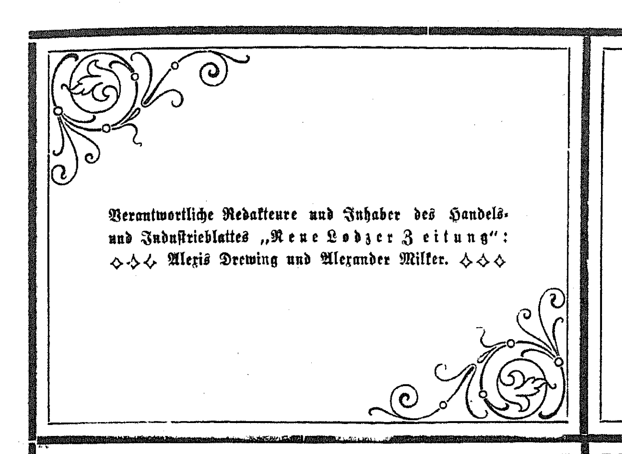


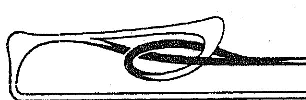
Verantwortliche Redakteure und Inhaber des Handels- und Industrieblattes „Neue Lodzer Zeitung": ◇◇◇ Alexis Drewing und Alexander Milker. ◇◇◇

Illustrierte Sonntags-Beilage zur № 53 des

Handels- und Industrieblatt
Neue Lodzer Zeitung

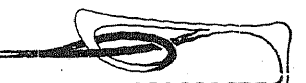
— № 6. —

Sonntag, den 21. Januar (3. Februar) 1907.



Eine Laune Neros.

****
(Ma. Reboul)



(Schluß.)

Marcus erbebte, das Wort „Gattin", „Mutter" hörend. In der Tat berechnete sich dieser, durch die egoistische Freude verblendete Vater nicht die unwillkürliche Grausamkeit seiner Worte. Er stellte sich wohl vor, daß dieser Zwerg mit einem solchen Zartgefühl handelte, daß es nur wenig Menschen, selbst denen, deren Abkunft adelig war, zu erreichen fähig sind. Mit einer seltenen Einsicht hatte Marcus das Mißverhältnis dieser Verbindung verstanden und wollte nicht aus diesem unverhofften Glücke irgend einen Vorteil ziehen . . . . Dazu war ihm doch die Dankbarkeit des Pompejus auf immer zugesichert. Aber diesen einförmigen Körper betrachtend, war es denn nicht natürlich, daß Sextus nichts von dem Sturme ahnte, der in dieser schönen Seele wütete?

Nach einem Augenblicke des Schweigens nahm Sextus wieder das Wort auf:

„Was sind deine Pläne?

Ich werde reisen. Die Lehre, der ich mich unterwarf, hat viele Anhänger, aber sie muß noch an hundert Stätten verbreitet werden, damit die ganze Welt von ihr erfüllt werde. — Ich werde immer weiter gehen und das Evangelium predigen. Anfangs wird ein nur einige Tage dauerndes leichtes Gerede über mein Verschwinden entstehen, aber dann wird man glauben, daß ich in einem Blutbade der Christen umgekommen sei und deine Tochter wird wieder frei sein. . . ."

Seine Stimme wurde heiser und wie zusammengeschnürt von Bewegung. — Claudia verharrte mittlerweile unbeweglich. Sextus Pompejus wandte sich zu ihr mit stillem Vorwurfe:

„Mein Kind, hast du keinen Dank für diesen großmütigen Mann?"

Da hob das Mädchen das Antlitz. Es war von Tränen benetzt. Sie sagte nur diese Worte:

„Heute Abend, nachdem sich die Dunkelheit über die Stadt verbreitet haben wird, wird Claudia Marko ihren Entschluß erklären. Möge er die Güte haben, bis dahin zu warten."

VIII.

Und am Abend, nachdem sich die Dunkelheit über der Stadt verbreitet hatte, schlich sich Claudia, bleich, in einem langen, dunklen Mantel gehüllt, den Kopf verkappt, mehr einer Toten als Lebendigen gleich, aus dem Hause.

Sie ging schnell, sie lief fast, die Wände streifend. Wenn sie ein unerwartetes Geräusch vernahm, blieb sie plötzlich stehen, einen Winkel suchend, um sich darin zu verbergen; man konnte das schnelle Klopfen ihres Herzens hören. Sie ging lange so, die weniger besuchten Straßen wählend. Nachdem sie den Zirkus passiert hatte, fand sie sich plötzlich auf flachem Felde; unebener Boden, öde Straßen erstreckten sich vor ihrem Blicke . . . . Sie blieb unschlüssig stehen; nein, nimmer wird sie den nötigen Mut haben . . . . Plötzlich stürzte sie vorwärts, durchlief diese wüsten Straßen, diesen holprigen Boden . . . . Welches allmächtige Empfinden war es denn, das das junge Patriziermädchen leitete? Wer jagte sie, allein, ohne Diener, ohne Begleitung, in der Nacht auf das Feld, wo die Missetäter, die Almosen suchenden Abenteurer umherstreiften.

Sie ging immer weiter, immer weiter. Endlich berührte ihre Hand eine Mauer. Sie ging sie entlang, ihren Schritt noch beschleunigend. Plötzlich erschien ein schmaler Eingang, dessen dichte Dunkelheit von kleinen verhüllten Laternen erhellt wurde, die sich vor dem Mädchen zu bewegen schienen. Claudia hatte die

Neueste Aufnahme der deutschen Kaiserin mit ihren beiden Jüngsten.

(Text S. 46.)

Katakomben erreicht. Entschlossen betrat sie den kleinen Flur; nach ungefähr hundert Metern befand sie sich in der Mitte eines Labyrinths von Galerien mit niedrigem, gewölbtem Dache. — Claudia wurde in ihrem Gange von den Laternen, die vor ihr zu weichen schienen, geleitet.

Endlich vernahm sie ein undeutliches Stimmengewirr. Die rythmische Melodie eines Kirchenliedes drang in ihr Ohr, und ein unendlicher Jubel erfüllte ihre Seele. Den Gang verfolgend, erreichte sie eine weite, von Pechfackeln erhellte Höhle.

Hier unterschied sie Tausende von Menschen, die kniend, betend und sich an die Brust schlagend, ihre Fehler beichteten und ihren Glauben laut bekannten. Es waren Männer, Frauen, Kinder selbst, die den Namen Jesus anriefen. Claudia suchte unter den Knienden denjenigen, den sie sicher war, hier zu finden. Seine winzige Gestalt, seine Unförmlichkeit ließen ihn sehr bald unter den anderen erkennen, und das Herz des jungen Mädchens begann heftig zu klopfen. Sie betrachtete dieses edle, bewegte Gesicht; dann folgten ihre Augen aufmerksam seinem leuchtenden Blicke und blieben an einer, in einem Felsblock gebildeten Höhlung haften.

Dort stand ein Greis von hochwürdiger Erscheinung, in welchem Claudia den Apostel Petrus erkannte.

Er segnete, und Jedermann beugte den Kopf, des göttlichen Segens begierig; dann sprach er und Claudia ergab sich ganz der göttlichen Lehre. Sie hörte dieser väterlichen Stimme zu, die nicht verwies, nicht drohte, sondern sprach:

„Friede sei mit euch!"

Er sagte auch:

„Liebet euch, denn dort, wo keine Liebe ist, ist auch nicht Gott." Er ermahnte, die Tugend, die Armut und die Duldung zu lieben, denn dies sind die Wege, die zum ewigen Leben führen.

Es war eine solch große Heiligkeit in diesen einfachen Ermahnungen, daß jeder entzückt zu sein schien.



Deutsches Kriegerdenkmal in Amerika. (Text S. 46.)

Claudia vernahm diese Worte:

„Petrus taufe uns; Petrus taufe uns!"

Und der Apostel nahm die steinerne, mit Wasser gefüllte Amphora und bestrich damit die gebeugten Häupter.

Plötzlich erhellte eine große Erkenntnis die Seele der jungen Patrizierin. Das Werk der Bekehrung, das schon so lange her begonnen hatte, war vollendet: der göttliche Glaube durchdrang ihre Seele. Sie schlich bis zu den Füßen des Apostels und als sie ihre Kappe zurückwarf, erschien ihr strahlendes Gesicht.

Ein unterdrückter Schrei ertönte unter dem widerhallenden Gewölbe.

Claudia sagte kniend:

„Ich habe gesehen, ich glaube."

Und Petrus legte, Wasser aus der Amphora nehmend, seine plötzlich erzitternde Hand auf das blonde Haupt, das die Bewegung niederbeugte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Als sich Claudia verklärt wieder erhob, bemerkte sie an ihrer Seite Marcus Stampa. — Tränen flossen über das Antlitz des Zwerges; eine übermenschliche Freude leuchtete in seinem Blicke; seine Hände waren gefaltet.

Claudia sprach:

„In der Stunde, wo die Finsternis sich verdichten wird, habe ich gesagt, Marcus, werde ich dir meine Entscheidung sagen. Meine Entscheidung, hier ist sie:

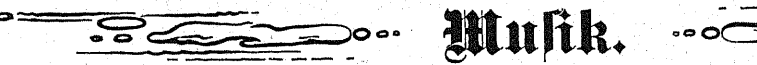
Dein Gott ist mein Gott und ich bin dein.

Ich sehe in dir nur deine Seele, und diese Seele überragt an Erhabenheit alle anderen. Weise mich nicht zurück, Marcus!"

Außer sich vor Freude, wollte Marcus nicht an sein Glück glauben. Er flehte den Apostel mit dem Blicke an, und Petrus streckte seine Hände mit diesen Worten aus:

„Seid Gatten; seid glücklich, denn eure Liebe ist eine Tugend."

E. Ol . . . . .



Musik.

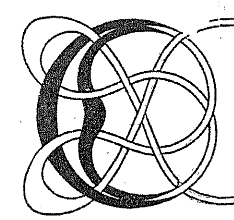
Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung auf's Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter sein. Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. **Goethe.**

Heiße Lichter — dumpfe Wände —
Menschen, Menschen ohne Ende —
Sporenklirren — Kleiderrauschen —
Grüßen — Complimente tauschen —
Winken — Nicken — Flüstern — Lächeln —
Plätzesuchen — Knistern — Fächeln — — —
In dies schillernde Gedränge
Rauschen plötzlich Riesenklänge,
Rauscht des Meisters Symphonie.
Götterhafte, aber wie
Willst du solchen Wall bezwingen,
Um zu Seelen durchzudringen?

Elisabeth Gnade, Im Concert.

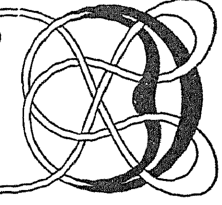
Leben atme die bildende Kunst,
Geist fordr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polihymnia aus.

Schiller.



Der Vagabund.

****
Von Josef Götz.



Er hatte in der letzten Zeit fünf Pferden des gräflichen Stalles die Schweife abgeschnitten. Heute erwischten sie ihn endlich. Mehrere Burschen hatten ihm aufgelauert, während die anderen teils ausgefahren, teils zur Schwemme geritten waren. Sie sahen von ihrem Verstecke aus, wie er in den wohlversperrten Stall kam. Von einer alten Parklinde kletterte er auf das Dach. Dort hob er einige Ziegeln aus und war dann auf dem Futterboden, von wo aus er auf einen der leeren Pferdestände herabhüpfte. Heute wollte er flugs einen jungen braunen Hengst seines Schweifes berauben. Sie fingen ihn dabei mühelos ab. Ihre Uebermacht einsehend, versuchte er keine Gegenwehr. Er war höchstens achtzehn Jahre alt und, von seiner Verwilderung abgesehen, ein bildhübscher Bursche. Sein Mienenspiel drückte zunächst eine ohnmächtige Wut aus, welche ihm bald helle Tränen in die seltsam heißen, schwarzen Augen trieb. Diese Tränen schienen nun aber plötzlich sein ganzes Empfinden zu erweichen. Als sie kaum auf seine Wangen traten, war er auch schon zusehends von einer schmerzvollen Trauer über sein Geschick erfüllt. Er senkte jetzt den Kopf und beugte sich wie in mählich erlahmender Kraft unter den vielen auf ihn ruhenden Händen. Die Burschen bekundeten erst nur ihre Neugier und ihre Freude an dem Fang. Einer von ihnen erkannte in dem Diebe einen einstigen Schulkameraden und hatte deshalb, wie es schien, von allen die größte Freude. Er gab den eifrig Zuhörenden offen und ungescheut gewissenhafte Auskunft über den Gefangenen. „Es ist der schene Max,“ sagte er, „der ist so aufgewachsen, wie ein herrenloser Hund. Es hat ihm nie wer getraut — und er auch niemandem. Wenn man seinesgleichen auch einmal gerne streicheln möcht', so darf man das doch nicht wagen. So was versteht nicht, wie man's meint — und schnappt dann zu.“

Einige wollten nun vor allem wissen, was Max mit den Pferdeschweifen getan hatte.

„Verkauft habe ich sie,“ gestand er auf vieles Drängen, ohne den Blick zu erheben.

„Das wird dich teuer zu stehen kommen,“ sagte einer. Ein anderer lachte darauf höhnisch: „Der ist froh, wenn er eingesperrt wird. Hat ja noch nie einen rechten Unterstand gehabt. Tüchtig durchhauen sollten wir ihn, das wär' das Richtige.“

Viele stimmten nun bei. „Jawohl! Peitschen sollte man ihn, bis er keinen Fetzen Haut mehr am Leibe hätte. Und dann mit Roßstriegeln abfrottieren und mit Roßstaub einpudern.“

„Tun wir das!“ riefen, davon schnell befeuert, einige von ihnen. Die Besonneneren ließen es aber nicht zu. Man mußte jedenfalls warten, bis der Stallmeister nach Hause kam. Aber mehrere waren nun neugierig und verlangten von Max zu wissen, ob er lieber geprügelt oder eingesperrt werden wolle.

„Prügelt mich lieber,“ sagte er plötzlich auf ihr Fragen. Da wurde nun viel gestaunt, gelacht und gespaßt.

„Das hätte ich euch gleich sagen können,“ behauptete Maxens Schulkamerad. „Er fürchtet nichts so sehr als das Eingesperrtwerden. So schlecht ihm die Freiheit, in der er bisher gelebt hat, anschlug — er liebt sie doch über alles. Es kommt eben darauf an, gegen was einer am meisten abgestumpft ist.“

Etliche hofften nun wirklich wieder auf die Exekution, die ihnen ein großes Vergnügen gemacht hätte, aber sie wollten damit doch warten, bis der Stallmeister kam. Max wurde vorderhand mit einigen Strickhalftern recht fest und sorgfältig an den Brustbaum eines der leeren Pferdestände gebunden. Dann gingen die Burschen in die Kantine. Einen ließen sie zur Bewachung des Gefesselten zurück, einen, den man wegen seiner etwas allzu großen Gutmütigkeit zu vielem verwendete, wozu sich andere nicht verwenden ließen — den großen, dicken, weichherzigen Fredi. Sie gaben dem guten Jungen noch eine Peitsche mit dem Befehle: „Wenn er sich nur rührt — so mußt du hinhauen!“

Eine Weile lehnte Fredi dem Unglücklichen gegenüber an der Wand und war voll unverhohlener Teilnahme. — Er konnte in seinem Herzen unmöglich auch nur die mindeste Entrüstung gegen Max aufbringen und verstand nicht, wie das die anderen konnten. — Ueberhaupt begriff er die anderen sehr oft nicht. Und er war gerade gescheit genug, um das nicht zu glauben, was er nicht begriff. Fredi wurde nie so leicht ungerecht, als wenn er von der Sympathie für jemanden beeinflußt war. Er war sich dessen auch bewußt, daß er einen Menschen, der ihm einmal gefiel, allzuviel nachzusehen vermochte. Und Max machte einen ganz außerordentlichen Eindruck auf ihn. Er erkannte es augenblicklich an dem Wesen dieses Menschen, daß der unendlich nötig etwas brauchte, was ihm in der umliegenden Mitwelt nur gerade er allein geben konnte — nämlich ein Herz, wie er eines in sich fühlte. Und gleichzeitig wußte er auch, daß es ihn unendlich glücklich machen würde, dieses Herz dem anderen schenken zu können. Und Max las ihm alles vom Gesichte. Er vergaß nahezu sein ganzes altes und neues Unglück, wie er diesen Menschen ansah, er ahnte, daß er plötzlich mehr Ursache zum Freuen und Hoffen hatte, als bisher in seinem Leben.

„Wenn du auch gestohlen hast,“ hob Fredi zu reden an, „schlagen lasse ich dich doch nicht. Und auch nicht einsperren. Es täte dir gewiß zu viel unrecht geschehen. Und das lasse ich nicht



Das ungarische Ministerium. (Text S. 46.)

zu — um keinen Preis. Fürchte dich nimmer.“ Max sah ihn voll Staunen und Bewunderung an.

„Nein,“ antwortete er dann. „Ich fürchte mich jetzt nimmer. Auch nicht mehr vor dem Eingesperrtwerden. Ich hab' jetzt auch im Arrest so was Schönes zu denken. An Sie will ich denken.“

„Du darfst nicht in den Arrest, und wenn mich das meinen Posten kostet,“ sagte Fredi. „Ich mach' dich jetzt los und du laufst davon. Wie ich's verantworte, weiß ich schon.“

Max erschrak nahezu. „Nein, nein,“ sagte er. „Da bin ich jetzt schon tausendmal lieber eingesperrt, als frei und in der Angst um Sie. Ich will nun sonst gar nichts mehr, als Sie nach meiner Strafe wiedersehen dürfen. Ich verlange aber nicht, daß Sie dann mit mir verkehren sollen. Das geht nicht. Sie sind im gräflichen Dienst und ich bin ein Vagant.“

„Du mußt keiner bleiben,“ meinte Fredi.

„O ja,“ antwortete Max. „Ich mache keine Versuche mehr, anders zu werden. Es liegt schon gar zu viel zwischen mir und den Leuten, viel mehr, als sich jetzt noch überwinden läßt.“

Fredi schüttelte den Kopf. „Wenn du mein Freund werden kannst — so kannst du auch noch vieler Leute Freund werden.“ „Nein“, entgegnete Max. „Ich hab's ja schon gesagt, daß ich vor der Welt Ihr Freund nicht werden kann. Ich möchte die Verachtung nicht ansehen, die Sie wegen der Freundschaft zu ertragen hätten. Mich freut Ihr gutes Wollen mehr, als mich Ihre Taten freuen könnten, die ja vergeblich wären.“ —

„Ich will sehen, ob sie vergeblich sind,“ sagte Fredi. Dabei löste er auch schon die Stricke von dem Leibe des anderen. Dann nahm er die geringe Barschaft, die er bei sich hatte, und schob sie Max in den Hosensack. „Widersprich mir nicht,“ sagte er. „Es nutzt dir nichts, Du wirst mir jetzt in allem folgen. Du kriegst jetzt zunächst einen Herrn, weil du dich für einen Freund zu schlecht hältst. Das Weitere wirst du schon sehen. Jetzt mach dich davon — schnell! Ich werde schon dafür sorgen, daß sie dich nicht verfolgen.“

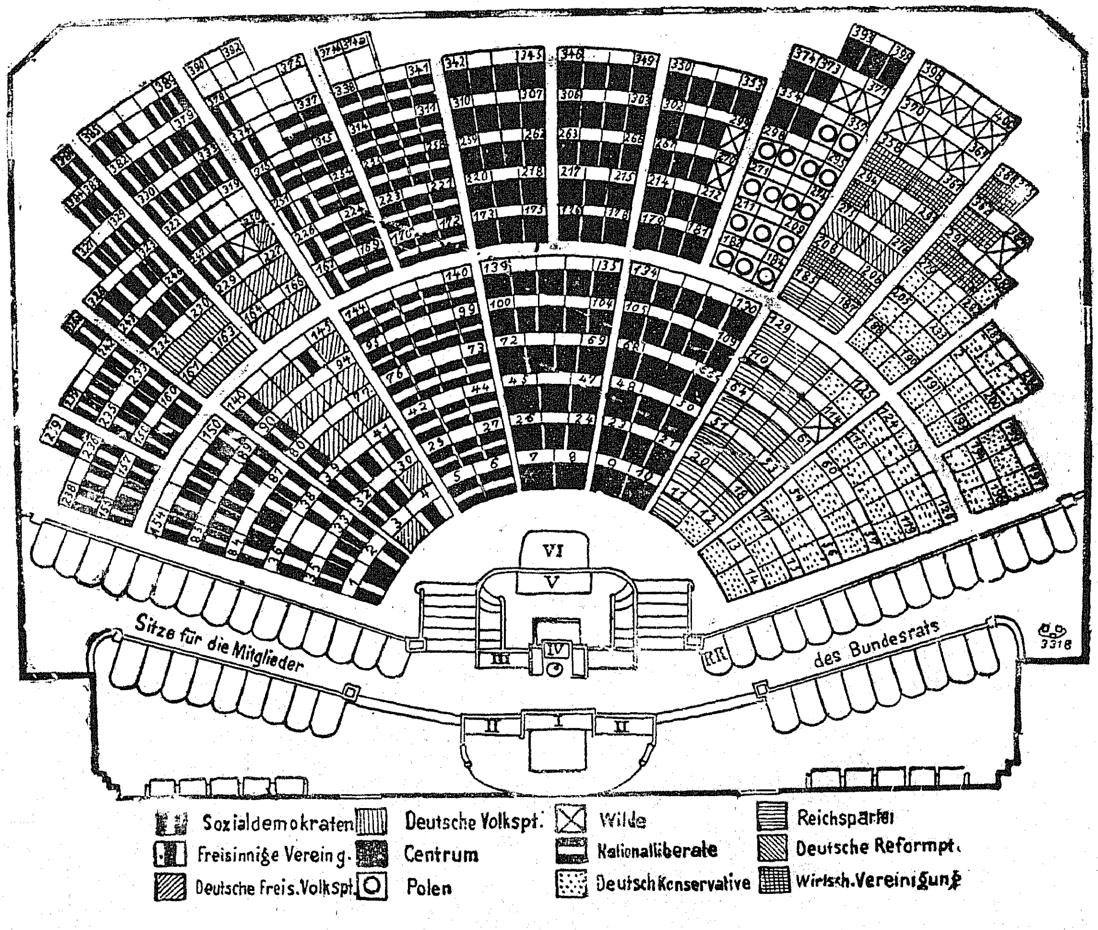
Max vermochte dem Willen des anderen nicht mehr zu widerstehen. Er packte nur wie in mächtig überwallenden Gefühlen die Hände Fredis und preßte die Lippen darauf. Dann half Fredi ihm nach dem Futterboden hinauf, von wo Max wieder durch das Dach in das Freie hinausschlüpfte. Seinen Kameraden sagte dann Fredi ganz einfach die Wahrheit: „Ich hab' ihn freigelassen. Ich war überzeugt, daß ihm zu unrecht geschehen wäre. Macht mit mir, was ihr wollt. Wenn Ihr wollt, so prügelt mich seinerstatt. Ich lasse mir alles gefallen. Nur verfolgt ihn nicht — — —.“



Kaiser Wilhelm II

Und er vermochte es wirklich mit seinen Bitten, daß sie Max nicht verfolgten. Fredi war schon einem jeden so gefällig gewesen und sie hatten ihn hinlänglich gern, um ihm jetzt zu verzeihen und ihm nachzugeben. Sie waren freilich überzeugt, daß er da einen unendlich dummen Streich gemacht hatte und überhäuften ihn mit Schimpf und Spott. Aber er war glücklich, daß sie ihm den dummen Streich so durchgehen ließen. Von Max bekam er nun einige Tage keine Kunde. Aber eines Morgens fand er auf dem Fenster seiner Schlafkammer einen frischen Strauß prachtvoller Rosen. Da mußte er zunächst lächeln. Diese Art Dankbarkeitsbezeugung kam ihm kindisch vor. Aber sie erfreute ihn doch. Er drückte das Gesicht völlig zärtlich in die wunderbar duftenden Blumen. Erst dann fiel ihm ein, daß Max die Rosen gestohlen haben mußte. Und nun ärgerte er sich über ihn.

„Der meint nun gewiß, daß ich Stehlen überhaupt für kein Unrecht halte,“ sagte er sich. Und er konnte es kaum erwarten, Max gründlich eines Besseren belehren zu können. Aber der ließ sich nicht sehen. Am nächsten Morgen lagen wieder Rosen auf Fredis Fenster und am darauffolgenden Morgen abermals. Fredi hatte Mühe, die vielen Blumen vor den Kameraden zu verbergen. Er glaubte fast, daß Max toll geworden sei. Es gelang ihm nicht, des Burschen habhaft zu werden. Das erfüllte ihn mit Aerger und Schmerz. Eines Morgens sah zufällig ein zur Arbeit gehender Gärtnerjunge die Rosen auf Fredis Fenster. — Das hatte zur Folge, daß schon in einer Weile darauf der alte Gärtner einer naheliegenden Villa zu Fredi kam. Der Alte wollte zunächst der Sache im guten auf den Grund gelangen. Und da vertraute ihm Fredi alles. Dabei erfuhr er nun, daß schon alle Gärtner und Villenbesitzer der Umgebung über die frechen Blumendiebstähle außer Rand und Band seien. „Ich will morgen dem Burschen einen Brief auf das Fenster legen,“ sagte er dem Gärtner. „Verlassen Sie sich darauf, er stiehlt Ihnen keine Blumen mehr.“ — Der Gärtner wollte es zufrieden sein. Freilich hätte er den



Verteilung der Sitze im deutschen Reichstagsgebäude.

Burschen für das schon Verbrochene gern bestraft gesehen. Aber auf Ferdis Bitten wollte er schweigen, falls nun die Diebstähle wirklich aufhörten. Es wunderte ihn nur, daß sich Fredi, den er doch als einen anständigen Burschen kannte, für einen Dieb so sehr in das Mittel legte.

„Ich hab' ihn so gern," gestand Fredi. „Wenn ich ihn doch nur einer Arbeit zuführen könnte. Aber ich sehe keine Möglichkeit. Es fehlt ihm aller Willen dazu, sich zu bessern."

Aber während er diese Worte sprach, hatte er einen Einfall. „Vielleicht könnten Sie mir helfen, ihn auf einen anderen Weg zu bringen," sagte er dem Gärtner. „Was meinen Sie — wenn ich nun in dem Briefe an ihn ungefähr so schriebe: „Du ahnst es nicht, was du mir mit diesen Blumendiebstählen für Aerger und Unannehmlichkeiten bereitest. — Gestohlenes lasse ich mir nicht schenken. Wenn du mir einmal eine Blume brächtest — die du dir verdientest — das würde mich ebenso oder noch mehr freuen, als mich deine abscheulichen Räubereien geschmerzt haben. Der Gärtner N. N. hätte Arbeit für dich. Er würde dir als Arbeitslohn Blumen für mich geben." — Fredi unterbrach sich. „Würden Sie das?"

Der Alte nickte: „Gerne."

Und so fand Max am nächsten Morgen wirklich einen Brief auf Fredis Fenster, als er abermals einen Haufen geraubter Blumen dahin brachte. Da ließ er nun diesmal die Blumen nicht dort. Aber in einigen Tagen darauf lag wieder ein frischer Rosenstrauß auf Fredis Fenster. Und daran war ein Zettel mit den Worten befestigt: „Die sind verdient." Jetzt brachte Fredi voller Jubel und Rührung die Rosen zu seinem Gesichte und küßte sie. Max arbeitete nun wirklich. So lange der Sommer währte und Blumen blühten, konnte er nun doch unmöglich zu arbeiten aufhören. Die Blumen wollte er um keinen Preis nur einen Morgen auf Fredis Fenster fehlen lassen.



Roman Petersilge †.
(Text S. 46.)

Und als der Winter kam, vermochte er nicht mehr gut sein altes Leben aufzunehmen. Er hatte das Arbeiten um die Blumen gar zu schön gefunden und war dabei, ohne es recht zu wissen und zu wollen, unter die „anständigen Leute" gegangen. In den guten Kleidern, die er sich jetzt so nebenbei verdient hatte, mochte er im Winter nicht mehr gern unterstandslos werden. Er gefiel sich darin gar zu sehr, wenn er an sich herab sah. — Uebrigens ließ ihn der Gärtner nun nicht mehr los, sondern engagierte ihn fest für das Treibhaus.

„Ihr Freund soll im Winter auch Blumen haben," sagte er ihm. „Im Winter wird er sich erst recht an denselben erfreuen."

Eines Tages hatte dann Max doch die sichere Empfindung, daß Fredi sich nun nicht mehr seiner zu schämen brauchte und vor aller Welt sein Freund werden dürfe. — So fühlte er sich selbst gerettet. — —



Eine bemerkenswerte Statistik des Kaisers Wilhelm II.

bringt das „B. T." aus der Feder von Guglielmo Ferrero. Der bekannte Turiner Historiker, Verfasser des ausgezeichneten Werkes „Grandezza e Decadenza di Roma", schreibt: „Der Kaiser er scheint mir als ein Mann mit hoher Intelligenz und Initiative, starker Einbildungskraft und Kühnheit. Hat er schwere Irrtümer begangen, so hat er doch auf vielen anderen Gebieten erkannt, wo Deutschlands Zukunft liegt, und hat mit großer Energie und Geschicklichkeit daran gearbeitet, Deutschlands Prestige, Macht und Wohlbefinden zu heben, ohne Rücksicht auf die anderen Nationen. Trotzdem glaube ich, daß seine Regierung mit immer mehr anwachsenden, immer komplizierteren Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, daß seine Popularität in Deutschland, wie im Auslande abnehmen muß und daß auch das Urteil der Nachwelt ihm nicht günstig sein wird, von vereinzelten Geschichtsschreibern abgesehen, die vielleicht des Kaisers Anteil am Fortschritt Deutschlands schätzen, aber deren Werke nicht in die Masse dringen werden.

Warum dies? Weil die Grundsätze seiner Regierung mit den in ganz Europa vorherrschenden Strömungen in Widerspruch stehen. Es sind die Grundsätze einer Regierung, die aus einer kleinen und einflußreichen Oligarchie besteht und im Herrscher verkörpert ist; die Grundsätze eines persönlichen Regimes, das durch seine Fähigkeit und seine Wohltaten die Bewunderung der Massen erzwingen will.

Die moderne Welt zieht indessen überall Regierungen vor, die vielleicht weniger gut sind, aber breitere Basis haben, unpersönlich, allen zugänglich, prunklos sind und aus denselben Elementen bestehen, wie die übrigen Teile des sozialen Gebäudes. Wenn der revolutionäre Geist abnimmt, so nimmt der Geist der Gleichheit und Demokratie überall zu.



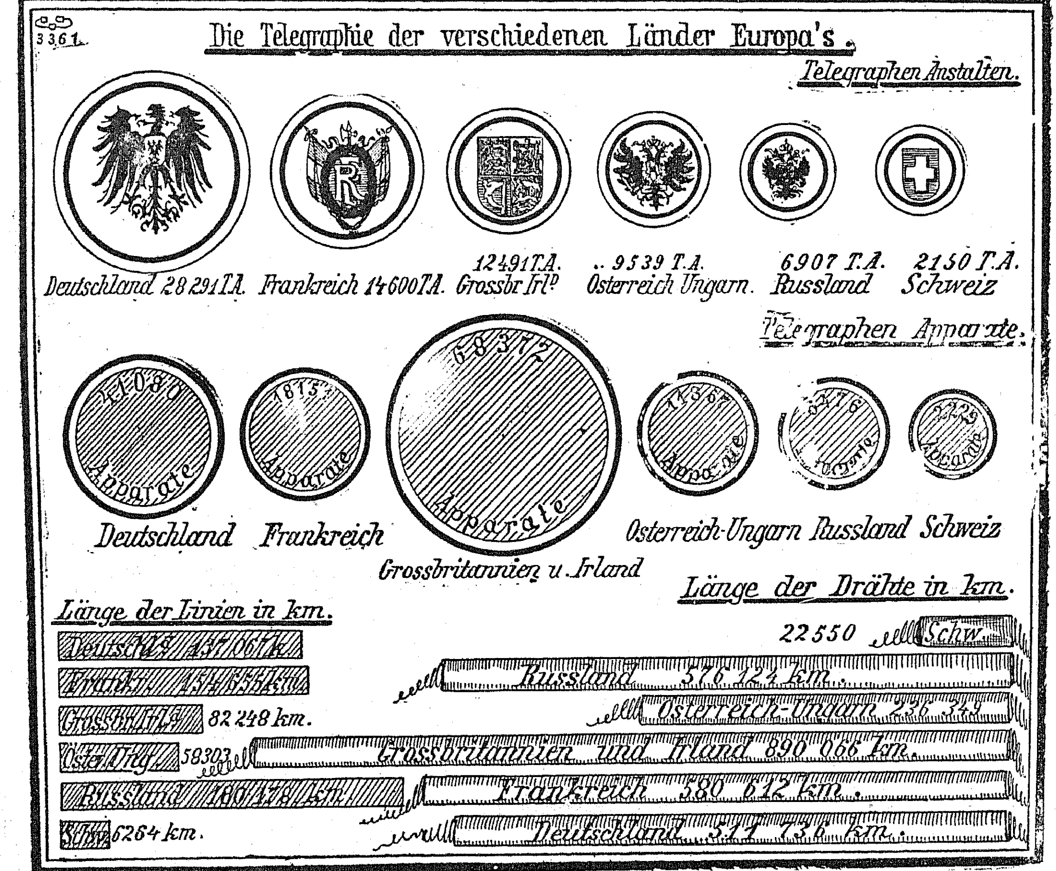
Antoni Grudzinski,
Direktor der Lodzer Musikschule.
(Text S. 46.

So große Anstrengungen auch Wilhelm II. machen wird, er wird gegen diese Strömung nichts vermögen, die stärker ist als er, und so große Dienste er Deutschland geleistet, er wird — in geringerem Maßstab — dem Lose des Tiberius nicht entgehen. Ich werde in der Fortsetzung meines Werkes über „Größe und Niedergang Roms" leicht nachweisen, daß Tiberius weder der Tyrann, noch das Scheusal war, wie Tacitus ihn darstellte, vielmehr ein Feldherr ersten Ranges und ausgezeichneter Verwalter, und daß es vor allem sein Verdienst war, wenn der militärische Niedergang Roms aufgehalten wurde. Aber er wollte das Reich nach den streng aristokratischen und autoritären Grundsätzen des alten römischen Adels regieren, die er in seiner Familie gefunden, in einer Zeit, die zur Gleichheit, Verweichlichung und apathischen

Ueberkultur hinneigte. In diesem unversöhnlichen Kontrast mit seiner Zeit wurde er an der Arbeit für das Wohl Roms durch wachsende Schwierigkeiten und Sorgen behindert: Schwierigkeiten und Sorgen, die ihn schließlich zum freiwilligen Exil nach Capri zwangen, wo der Haß seiner Zeitgenossen, die ihm vor allem seine Verdienste um Rom nicht vergeben konnten, ihn mit der bekannten, von Anfang bis zu Ende erfundenen häßlichen Legende verfolgte."

Zu unseren Bildern.

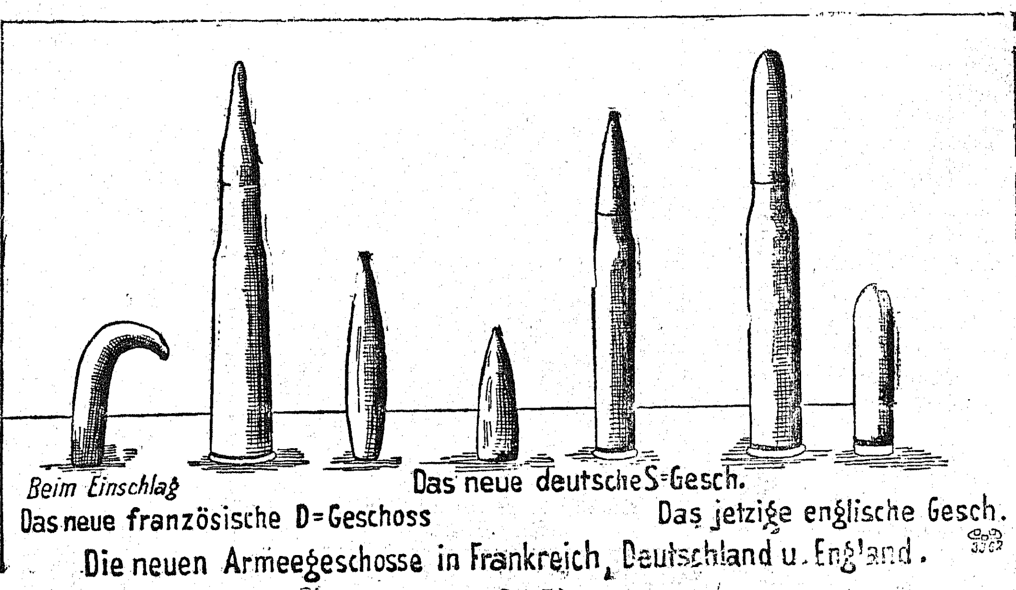
Die deutsche Kaiserin mit ihren beiden Jüngsten. Das Bild am Titelblatt zeigt die deutsche Kaiserin mit ihren beiden jüngsten Kindern, dem Prinzen Joachim und der Prinzessin Victoria Luise. Die deutsche Kaiserin steht zur Zeit im 46-sten Lebensjahre. Prinz Joachim ist 16, Prinzessin Viktoria Luise 14 Jahre alt. Der erstere wird in der Oeffentlichkeit weniger bemerkt, zumal er in Plön das Kadettenhaus besucht. Er ist wie alle Prinzen des königlichen Hauses Leutnant im ersten Garderegiment zu F... ...e kleine Prinzessin ist den Berlinern dagegen wohl bekannt, zumal sie jeden Morgen mit ihrer Erzieherin durch die Linden und den Tiergarten hinaus nach dem Schlosse Bellevue wandert, wo sie ihren Unterricht erhält. Wie in allen Familien, bilden auch im kaiserlichen Hause die beiden Jüngsten die Nesthäkchen. Das Bild gibt in der anschmiegenden Haltung der beiden Kinder das Gefühl der gegenseitigen engen Anhänglichkeit prächtig wieder.



Roman Petersilge †. Auf Seite 45 finden unsere Leser das Porträt des verantwortlichen Redakteurs der „Lodzer Zeitung", Herrn Roman Petersilge, der am 21. Dezember v. J., abends um 7½ Uhr im Petersilge'schen Laden — erst 37 Jahre alt — durch vier Revolverschüsse getötet wurde. Das traurige Ende des sympathischen jungen Mannes hat allgemeine Teilnahme und Trauer hervorgerufen, denn der Verewigte erfreute sich in allen Kreisen großer Beliebtheit und seine am 24. Dezember stattgehabte Bestattung gestaltete sich zu einer imposanten Trauerkundgebung. Sein Andenken wird von Allen, die ihm im Leben näher gestanden haben, dauernd in Ehren gehalten werden.

Antoni Grudzinski. Durch den Schülerakt in der Musikschule des Herrn Antoni Grudzinski, der am 21. Januar a. cr. im Viktoria Theater stattgefunden hat, ist die Person des Direktors dieses Kunstinstituts, des Herrn Professor Antoni Grudzinski, in den Vordergrund des Interesses getreten. Herr G. hat nach dem Eingehen der Musikschule der Herren Gebr. Hanicki die Schule übernommen und dieselbe unter eigener Leitung und Hinzuziehung hervorragender pädagogischer Kräfte im Laufe der Jahre zu einem bedeutenden Kunstinstitut herangebildet. Heute wird die Schule von zahlreichen Schülerinnen und Schülern besucht, die dort eine gediegene musikalische Ausbildung erhalten. Wir bieten unseren Lesern ein Porträt des Direktors der Schule.

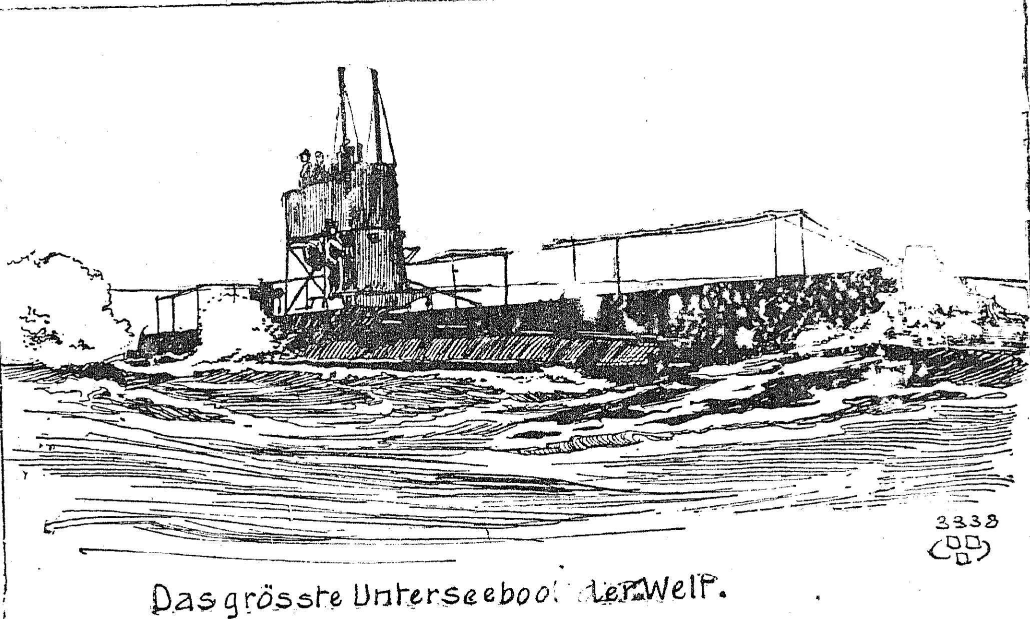
Ein wackelndes Ministerium. (S. 43.) Es kriselt in der ungarischen Hauptstadt ganz bedenklich. Das Ministerium Wekerle steht auf der Kippe. Es droht zu zerfallen, wenn es nicht ganz verschwindet. In seinem eigenen Schoße ist Zwiespalt ausgebrochen. Der aristokratische Flügel der Unabhängigkeitspartei, der durch den jetzigen Minister des Innern Grafen Andrassy im Ministerium vertreten ist, steht in Fehde gegen den demokratischen, dessen Haupt der jetzige Justizminister Polonyi ist. Den Grund des Zwiespaltes bilden nicht politische Streitfragen, ehrenrührige Anschuldigungen, die gegen



Die neuen Armeegeschosse in Frankreich, Deutschland u. England.

(Text S. 47.)

den letzteren erhoben werden. Es wird zwar von den Parteigängern und Freunden Polonyis behauptet, daß dahinter politische Treibereien der Partei des früheren Ministeriums Fejervary stecken. Auch wenn diese Annahme zutrifft, müssen aber die Beschuldigungen selbst als unbegründet nachgewiesen werden, wenn das Ministerium auf seine Unbescholtenheit pochen will. Nicht durch einen parlamentarischen Beschluß, wie die Klubfreunde des Herrn Polonyi wünschen, auch nicht durch ein Duell, wie er selbst gern möchte und bei dem es ja unter Umständen sehr harmlos mit ein paar Schüssen in die Luft zugehen kann, sondern wie Graf Andrassy mit Recht verlangt, durch ein ordentliches Gerichtsverfahren.



Das grösste Unterseeboot der Welt.

(Text anstehend.)

Die neuen Armeegeschosse in Frankreich, Deutschland und England. Obwohl jeder Vertreter der eben genannten drei Großmächte jede Gelegenheit, um die Friedensliebe seines Landes zu betonen, so hält es doch jede Nation für besser, des lateinischen Satzes zu gedenken: Si vis pacem. para bellum, und ihre Waffen scharf zu halten. In Frankreich wie in Deutschland werden neue Gewehrgeschosse eingeführt und unser Bild läßt den Beschauer erkennen, daß es sich um eine Schürfung im buchstäblichen Sinne handelt, namentlich wenn er die stumpfe englische Form dagegen hält. In der äußeren Form stimmen sonach das deutsche und französische Geschoß ziemlich überein, allerdings ist das auch das einzige Gemeinsame. Das deutsche S Geschoß ist fast konisch und hat nur eine dünne Stahlhaut, es ist wesentlich kleiner als die französischen und englischen Geschosse, wesentlich leichter und hat einen wesentlich geringen Durchschnitt. Das französische D Geschoß ist etwa 4 Ctmr. lang, d. h. ebenso lang wie das englische, das deutsche nur 2,5 Ctmr. Das französische wiegt mit 197 Gramm, 43 Gramm mehr als das deutsche. Es besteht aus Kupfer und biegt sich beim Einschlag. Am schwersten ist das englische Geschoß, das 215 Gramm wiegt. An Durchschnittskraft wird es trotz seiner Schwere von den anderen übertroffen, ebenso ist die Flugbahn der deutschen und französischen Geschosse flacher. Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt bei den deutschen Geschossen etwa 860 Mtr. in der Sekunde, die der französischen etwa 700 Mtr., die der englischen etwa 610 Mtr. Auf nahe Entfernungen bis etwa 700 Meter ist in der Beibehaltung der möglichst geraden Flugbahn das deutsche Geschoß auf 100 Mtr. Entfernung eine Holzwand von 1 Mtr. Stärke, auf 800 Mtr. eine Holzwand von 300 Mtr. Stärke. Eine Eisenplatte von 1,5 Ctmr. Dicke wird noch bei 300 Mtr. glatt durchbohrt. In der gleichen Entfernung würde einen Mann selbst eine Ziegelsteinmauer von 20 Ctr. durchaus nicht schützen können. Die Kugel würde die Mauer und ihn selbst durchbohren.

Das größte Unterseeboot der Welt Waren bislang die Franzosen als bahnbrechend auf dem Gebiete der Unterseebootkunde anzusehen, so hat jetzt England durch Aufnahme von Versuchen großen Stils sich bemüht, den Vorsprung Frankreichs durch die Beschaffung besserer Unterseeboote wettzumachen. Das größte bislang jemals gebaute Unterseebot ist soeben in England vom Stapel gelassen worden. Es handelt sich um einen ganz neuen Typ und bevor weitere Aufträge erteilt werden, sollen mit dem neuen Boot erst eingehende Versuche angestellt werden. Die Einzelheiten der Konstruktion sind noch nicht bekannt. Es war dem Photographen nur möglich, ein Bildnis der Aufnahmeansicht festzuhalten. Das Merkwürdige ist die gewaltige Vergrößerung des Turmaufbaues und die Anbringung zweier Augen statt wie bisher eins. Es bleibt abzuwarten, ob sich das neue Boot bewähren wird.

Schach.

(Redigiert vom Lodzer Schachklub, Petrikauerstr. 111.)

Sizilianische Eröffnung.

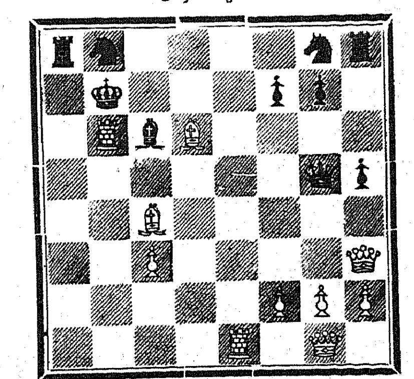
Gespielt in Lodz am 6. Januar 1907.

	Weiß. Rotlewi ohne (Sg1).	Schwarz. N. N.
1.	e2—e4	c7—c5
2.	d2—d4	c5×d4
3.	c2—c3	d4×c3
4.	Lf1—c4	e7—e6
5.	Sb1×c3	Lf8—b4
6.	0—0	Lb4×c3
7.	b2×c3	d7—d5
8.	e4×d5	e6×d5
9.	Lc4×d5	Sb8—c6
10.	Dd1—f3!	Dd8—f6
11.	Df3—g3	h7—h6
12.	Lc1—a3	Lc8—d7
13.	Ta1—e1 +	Ke8—d8
14.	Te1—b1	b7 -b6
15.	Tf1—e1	Kd8—c8
16.	Ld5—c4!	Sc6—b8
17.	La3—d6!	Kc8—b7
18.	a2—a4	Ld7—c6
19.	a4—a5	Df6—g5
20.	Dg3—h3	h6—h5
21.	a5×b6	a7×b6
22.	Tb1×b6 +!!	....

Eine brillante Kombination!

Stellung nach dem 22. Zuge von Weiß.

Schwarz.



Weiß (Rotlewi.)

22.	....	Kb7×b6
23.	Te1—b1 +	Kb6—a7
24.	f2—f4!	Dg5×g2 +

Die Pointe der Kombination!

25.	Dh3×g2	Lc6×g2
26.	Ld6—c5 matt.	

Victoria Kawecka.

Die charmante Operetten-Primadonna des Warschauer Nowošci-Theaters, Frl. Victoria Kawecka, erfreut sich auch in Lodz allgemeiner Sympathie und steht von ihren Gastspielen hierselbst in bestem Andenken. Frl. Kawecka verbindet auch als Künstlerin die schönsten Eigenschaften. Neben einer schönen, schmucken Erscheinung, verfügt sie übereine einschmeichelnde, wohlklingende, metallische Sopranstimme, ein liebreizendes, gewinnendes Wesen, sowie elegante, wohlabgerundete Manieren. Gegenwärtig feiert sie in Warschau als lustige Witwe in der bekannten gleichnamigen Operette von Lehar allabendlich wahre Triumphe und wird heute Abend in Lodz einige Soloszenen aus der lustigen Witwe im Konzerthause zur Aufführung bringen. An dem Konzerte der Künstlerin beteiligen sich noch die Klaviervirtuosin Frl. Zalewska und der Cellist Herr Delhey.



Victoria Kawecka.

Die Auflösung der dreisilbigen Charade in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Mangelholz.

Richtig gelöst von: Ernestine Olscher, Marie Steinhausen, Paul Brückert.

Die Auflösung des Wechselrätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Offen. Ofen.

Richtig gelöst von: Else und Eugenie Rode, Irma und Hugo Lonas, Ernestine Olscher, Aron, Helene und Bernard Waldmann, Alex. Höflich, Marie Steinhausen, Thea Großmann, Alexander Klotz, Bruno Schimke, Friedrich Märtin, Paul Brückert, Alma und Wanda Röber, Marta und Elfriede Stempel, Abram Feitlowicz, sämtlich in Lodz, Robert Radke in Zgierz, Max Rezner und Paul Felsch in Tomaschow und Armand Pfeiffer in Zawiercie.

Die Auflösung des Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Stab. Staub.

Richtig gelöst von: Irma und Hugo Lonas, Alex. Höflich, Marie Steinhausen, Hermann Großmann, Paul Brückert, Alma und Wanda Röber, Marta und Elfriede Stempel, Lodz, Armand Pfeiffer in Zawiercie.

Viersilbige Charade.

Ruh'n die ersten Beiden in der Dritten
Tief verborgen in der dunklen Nacht,
Zu gewinnen sie im tiefen Schacht,
An die Vierte ist der Mensch geschritten,
Der die Dritt' und Vierte einst ersonnen,
Dessen Vierte nenn' ich kühn und groß!
Große Macht, frei aus der Dritten Schoß,
Haben längst die ersten Zwei gewonnen,
Die das Ganze bringt ans Licht der Sonnen!
Schwere Tage hat in jungen Jahren
Schuldlos auf der Ersten-Zweiten-Dritten
Uns'res Volkes Dichter einst erlitten!
Von ihm selber haben wir's erfahren;
Aber, was mit Schmerz sein Herz durchglüht,
Hat durchsonnt mit Scherz sein froh Gemüt!

Gleichklang.

Tut dich's einmal das Gericht,
Wirst du bald vernommen.
Tatest du's vorm Schießen nicht,
Wird kein Schuß dir frommen.

Mancher läßt's am Fensterlein
Sich zum Schutze machen.
Schließlich geht man oft hinein,
Kauft sich viele Sachen.

Kapselrätsel.

Gastein, Maus, Geist, Führer, Verlust, Gleichnis, Kiste, Unbesonnenheit, Serbien, Halskette, Weintraube, Fetisch, Mutter, Prolog, Abzeß.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben in vorstehenden Wörtern versteckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Mitteilung.

Die Lösungen und Rätseleinsendungen sind zu adressieren: „An die Redaktion der „Neuen Lodzer Zeitung“ für die Rätselecke“.

Die Lösungen sollen im Briefumschlag eingesandt werden, da sie anderenfalls leicht verloren gehen können.

Kollektivlösungen und Lösungen ohne volle Namensangabe können nicht berücksichtigt werden.

Angenommen werden die Lösungen für die nächste Sonntagsbeilage nur bis Mittwoch Mittag.

Das könnte ihm so passen.



Herr: „Na, wie siehst Du denn aus? Vor vierzehn Tagen, als ich Dir kündigte, zahlte ich Dir erst ein Dreimonatgehalt aus und jetzt bist Du so zerlumpt.“

Ehemaliger Kutscher: „Ja, Herr, das Geld ist futsch. Ich wollte Sie darum bitten, mich wieder auf eine Woche anzunehmen, und mir dann wieder zu kündigen.“

Herausgeber und Redacteur A. DREWING. Druckerei der „Neuen Lodzer Zeitung.“